



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die kriegerischen Verwickelungen England's in Südafrika.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sind aber mit ihren Handlungen innerhalb der konstitutionellen Gesetzlichkeit geblieben. Man kann ihnen Mißbrauch des der Regierung innewohnenden Einflusses, Ueberschreitungen ihrer Amtsgewalt und verschiedene administrative Vergehen nachweisen, aber keinen Verfassungsbruch. Sie haben alle Federn der Gesetzlichkeit so straff wie nur möglich gespannt, aber sie nicht zerspringen lassen, und nur in letzterem Falle könnte der Richter sie verurtheilen und strafen. Mit moralischen Beweisen dagegen macht man nur Tendenzprozesse, und die sind für den Bestand eines Regierungssystems die gefährlichsten.

Die Entwicklung Frankreich's ist nach dem Gesagten auf gutem Wege, aber noch keineswegs über die Schwierigkeiten und Gefahren hinaus, welche das unpolitische, maßlose und, wie nicht zu übersehen, auch vielfach von egoistischen Motiven diktirte Verfahren der äußersten Linken immer aufs neue schafft, und welche die Einigkeit der republikanischen Parteien fortwährend zu zerreißen droht. Möglich, daß diese Einheit noch längere Zeit erhalten bleibt, und daß das Werk der Konsolidirung der Republik dann gelingt, wenn Präsident, Ministerium und Kammern einträchtig ihre ideale Aufgabe ausführen. Aber dann, wenn die Arbeit nach dem Plane Gambetta's vollendet und die reine Republik auf dem Papiere gegründet ist, wird es sich immer noch fragen, ob sich die Sache auf die Dauer als praktisch bewährt, und ob die heutigen Franzosen wirklich in dem Grade den Standpunkt, den ihre Väter und sie selbst noch vor kurzem einnahmen, überwunden haben, in welchem dies geschehen sein müßte, wenn es ihnen möglich sein sollte, in dem reinen Aether der Gambetta'schen Zukunftsrepublik zu leben. Auch dies ist möglich und aus Gründen, die wir früher aufgezählt haben, für uns Deutsche wünschenswerth, aber nach unserer Meinung nicht sehr wahrscheinlich. †

Die kriegerischen Verwickelungen England's in Südafrika.

Noch im Anfange dieses Monats sprachen die englischen Blätter mit großer Siegesgewißheit und souveräner Verachtung von dem kürzlich in Südafrika gegen die Zulukaffern ausgebrochenen Kriege und fanden den vom Gouverneur des Kaplands dazu gewählten Zeitpunkt sehr passend. „Lord Chelmsford,“ so äußerte sich der Spectator, „hat 8000 Mann europäische Soldaten, außerdem aber eine

fluktuirende, jedoch beträchtliche Zahl berittener Kolonisten und 7000 Eingeborene, die wenigstens ebensogut fechten sollten wie die Feinde. Wenn wir mit einer solchen Macht nicht überall außerhalb Europa's gegen schwarze Feinde siegen können, so können wir unser Reich überhaupt nicht behaupten und thäten besser daran, es sogleich aufzugeben.“ „Die Eingeborenen“, hieß es weiter, „sind hastig bewaffnet und dürften sich, selbst wenn sie gut geleitet werden, kaum als tüchtige Soldaten ausweisen.“ Aus diesen und anderen Gründen hielt der Spectator den Sieg für höchst wahrscheinlich und schloß seine Betrachtungen mit den Worten: „Wir glauben, Cetewayo oder seine Heerführer werden den prächtigen Mißgriff begehen, uns im Felde gegenüberzutreten; er wird seine Leute wie eine Armee verwenden und kann mit einem Schlage vernichtet werden.“

Diese Auslassungen, die zugleich eine auffallende Unkenntniß der Verhältnisse im Lande der Zulu beweisen, hatten freilich, schon ehe sie niedergeschrieben waren, eine herbe Zurechtweisung durch ein thatsächliches Ereigniß erfahren: schon am 22. Januar war eine der vier Angriffskolonnen, die das Land Cetewayo's erobern sollten, ganz unvermuthet angegriffen und nahezu aufgerieben worden. Der Verlust betrug, abgesehen von werthvollen Munitions- und Proviantkolonnen, etwa 60 Offiziere und 500 Mann. Jetzt erst begriff man in England die Gefahr, jetzt begann man einerseits die ganze Unternehmung als unbedacht, andererseits die zur Verwendung gebrachten Streitkräfte als ungenügend den leitenden Persönlichkeiten zum Vorwurf zu machen.

Die Frage aber: weshalb wurde der Krieg eigentlich begonnen? ist nicht mit so wenigen Worten zu beantworten, wie sie gestellt ist. Denn wenn man ihn damit begründen wollte, daß der König der Zulu einem englischen Residenten sich nicht willig zeigt, seinem eigenen Volke keine Gerechtigkeit widerfahren läßt, seine männlichen und weiblichen Soldaten nicht heirathen lassen will, wie sie wollen, überhaupt nicht aufhören will, ein blutdürstiger Tyrann zu sein, so würde man das kaum als einen vernünftigen casus belli ansehen können und gewiß berechtigt sein, den Engländern wegen leichtsinniger Friedensstörung und willkürlichen Eingreifens in fremde Angelegenheiten energische Vorwürfe zu machen. Eine beiden Theilen gerecht werdende Beurtheilung ergibt sich nur aus eingehender Kenntniß der hier obwaltenden eigenthümlichen Verhältnisse und aus einer Betrachtung der Natur und Geschichte des angegriffenen Volkes. Die Zulukaffern (Kaffer ist entstanden aus dem arabischen Worte „Käfir“, „ungläubig“, womit die Mohammedaner alle diejenigen Afrikaner bezeichnen, die nicht ihren Glauben angenommen haben) oder, wie sie sich selbst nennen, die „Uma-Zulu“ sind ein Zweig der südafrikanischen Völkerefamilie, die man nach ihrer gemeinsamen Sprache Bantu-Völker zu nennen pflegt,

und die sich in eine östliche, mittlere und westliche Gruppe scheidet. Neben den Ama-Kosa gelten als Hauptvertreter der östlichen Gruppe eben die Ama-Zulu, die durch Vernichtung jener britischen Kolonne die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Sie zeichnen sich aus durch ihre dunkel pigmentirte Hautfarbe, die von tiefem Sepia bis zum Blauschwarzen alle Schattirungen durchläuft, und wolliges Haar, dessen Länge und Beschaffenheit zwar bei den einzelnen Individuen sich sehr verschieden erweist, das aber nie als schlicht oder straff auftritt. Was ihren Körperbau betrifft, so erklärt ihn Ernst von Weber, der auf seiner Reise von den südafrikanischen Diamantefeldern zum Nil die von den Ama-Zulu bewohnten Gegenden auf dem Ochsenwagen durchreiste und überhaupt Gelegenheit fand, die verschiedensten Vertreter der südafrikanischen Eingeborenen kennen zu lernen und untereinander zu vergleichen (seinem sehr empfehlenswerthen Werke*) sind die wesentlichsten hier angeführten Thatsachen entnommen) für den denkbar schönsten. Er nennt ihre Körper wahre Bildhauermodelle, so kräftig sei ihre Entwicklung in jeder Beziehung, so tadellos ihre Proportionalität, und mehr als einmal spricht er von ihnen als prächtigen, herkulisch gebauten Leuten, die fast alle 6 Fuß hoch seien. Soweit sie gegenwärtig unter der strengen, ja grausamen Herrschaft König Cetewayo's (Weber schreibt Ketschwayo) vereinigt sind, werden ihre Wohnsitze im Süden von der englischen Kolonie Natal durch den so verhängnißvoll gewordenen Tugelafluß, im Westen von der seit 1877 gleichfalls englischen Kolonie und ehemaligen Boersrepublik Transvaal durch die Drachenberge abgegrenzt, während ihr Gebiet nach Norden nicht ganz streng abgrenzbar etwa bis an die Mündung des Flusses Amzuti in die im portugiesischen Besitz befindliche Delagoa-Bay reicht und die Ostgrenze durch die Küste gebildet wird. Außerdem aber finden sich zahlreiche Angehörige dieses Stammes nicht nur in den übrigen Theilen Südafrika's, soweit es unter der englischen Regierung steht, die zu ihnen früher wenigstens eine besondere Zuneigung zu hegen schien, sondern auch vor allem in der Kolonie Natal, die neben 18000 weißen Kolonisten die erdrückende Ueberszahl von 350000 Eingeborenen beherbergt. Wie sehr gerade diese den Bestrebungen der weißen Kolonisten hinderlich sind und sie gefährden können, davon später; hier soll zunächst nachgewiesen werden, daß die Schuld an dieser jeden Aufschwung der Kolonie hemmenden Zulu-Einwanderung die englische Regierung trifft, eine Schuld, von der im Interesse der weißen Kolonisten Natal's nur zu wünschen ist, daß sie sich nicht rächt, wenn auch der englischen Regierung eine gründliche Belehrung durch Thatsachen wegen ihrer nicht nur fehlerhaften, sondern auch ungerechten Politik heilsam wäre.

*) Ernst von Weber, Vier Jahre in Afrika 1871—1875. Zwei Theile. Leipzig, F. A. Brochhaus. 1878.

Noch im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts wurde der Küstenstrich, der jetzt Natal heißt, von einem gutherzigen, friedlichen, gastfreien und heiteren Negervolke, das große Heerden besaß, bewohnt, bis im Jahre 1816 der furchtbare Zulukönig Chaka — der Dschengis-Khan und Attila Südafrika's — von Norden her in das glückliche und wie ein Garten angebaute Land einfiel, es innerhalb von vier Jahren sich unterwarf und die Bewohner theils nieder machen ließ, theils zur Flucht zwang, sodaß einzelne von ihnen, in unwirthliche Gegenden versprengt und von Hunger gequält, zu Kannibalen wurden. Zwei englische Offiziere, King und Farewell, die 1823 in dieses öde Land kamen, erhielten zwar von dem Wütherich Chaka die Erlaubniß zur Niederlassung, sahen sich aber schon neun Jahre später durch den Einfall eines anderen Negerkönigs, der Chaka an Grausamkeit nicht nachstand, zur Flucht gezwungen. Einige Zeit darauf — es war im Jahre 1838 — kamen die trefflichen Voers und gründeten die Republik Natal, die, schnell aufblühend und zu den schönsten Hoffnungen berechtigend, ihnen 1842 von den Engländern in der von ihnen mit großer Konsequenz ausgeübten widerrechtlichen Weise, mit der sie sich sperlingsartig in das von andern gebaute Nest setzen, abgenommen wurde, sodaß jene sich über die Drachenberge in das heutige Transvaal zurückzogen, das dann 1877 bekanntlich dem gleichen Schicksal verfiel.

Während es den Voers durch feste Durchführung gewisser gesetzlicher Bestimmungen — z. B. daß, wer nicht arbeiten wolle, damit das Heimatsrecht in ihren Kolonien verwerke — gelungen war, die arbeitsscheuen, diebischen Zulu über den Tugela zu treiben, begann zugleich mit der englischen Herrschaft die Rückwanderung nicht nur der einst von Chaka versprengten Natalneger, sondern auch die Rückkehr der nördlich vom Tugela wohnenden Zulu in so großen Massen, daß die im Jahre 1842 nur 10 000 betragende Zahl der Eingeborenen im Jahre 1875 auf 35 000 angeschwollen war. Diese sind den Weißen gegenüber durch die englische Regierung in eine außerordentlich günstige Lage gesetzt: Sie dürfen öffentliche Staatsländereien als Squatters und ohne Grundrente zu zahlen in Besitz nehmen und können, da die englische Regierung keine Klassengesetze wünscht — sie könnte sich in dieser Beziehung ein Beispiel an der deutschen nehmen! — durchaus leben wie sie wollen, d. h. obwohl sie nun englische Unterthanen sind, behalten sie die Polygamie bei und hören auch nicht auf, ihren Stammeshäuptlingen in unverbrüchlicher Ergebenheit unterthan zu sein und so einen Staat im Staate zu bilden. Die Gefahr, die gerade in letzterem Umstande liegt, liegt auf der Hand. Wenn wirklich eine ernste Verwicklung und ein allgemeiner Krieg zwischen Weißen und Eingeborenen entsteht — eine Furcht, die gerade jetzt bei der notorischen Wildheit und Blutgier der Zulu doppelt begründet ist — so werden die Eingeborenen,

die sich übrigens jetzt schon vollkommen als Herren des Landes fühlen (der Zulu grüßt z. B. mit den Worten: Saku bona = wir sahen Dich), ihren Häuptlingen gehorchen und die englische Regierung im Stiche lassen. Abgesehen von dieser Befürchtung sind sie schon jetzt eine Plage für den strebsamen Kolonisten. Denn der Zulu arbeitet nur höchst ungern und solange es ihm paßt; gefällt ihm die Anstrengung nicht mehr, so läuft er davon und heißt bei dieser Gelegenheit das eine oder das andere vom Eigenthum seines Arbeitgebers mitgehen; eine Verfolgung nützt nichts, da ein gegenseitiger Auslieferungsvertrag zwischen den einzelnen Staaten nicht besteht. Da aber der Zulu von Hause aus an Feldarbeit nicht gewöhnt ist — denn wie bei den alten Germanen ist diese bei ihnen eine Obliegenheit der Frauen, während der Herr Zulu seine Zeit mit Tragen, Trinken und Schwätzen verbringt —, so arbeitet der Neger überhaupt nur so lange, bis er sich soviel verdient hat, um sich mehrere Kühe zu kaufen. Hat er es dazu gebracht, so kauft er sich für diese zunächst eine Frau, die für ihn die schwere Arbeit verrichten muß, während er nur die Repräsentation des Hauses besorgt, und — Ironie des Schicksals! — von dem Arbeitsertrag seiner Frau, abermals einer Anzahl Kühe, kauft er sich eine zweite Frau; für 10 Kühe erhält er aber ein für Zulubegriffe schon recht hübsches Weib, während die auserlesensten Vertreterinnen des schönen Geschlechts es für unter ihrer Würde halten, wenn ihr Vater sie unter 15 oder 20 Kühen hergibt. Beide Frauen arbeiten nun zusammen für ihren gemeinsamen Gatten, der sich von den Resultaten ihres Schweißes eine dritte Frau anschafft und so in infinitum, denn habgierig ist der Zulu wie einer, und die große Zahl der Frauen und eine große Viehherde ist zugleich der Maßstab für den Reichthum und den Einfluß eines Negerseigneurs, denn wenn er viele und schöne Töchter hat, erwirbt er sich aus ihrem Erlös eine ganz stattliche Kuhherde.

Daß bei so niedriger Stellung unter den Negerfrauen in der Regel keine Eifersucht aufkommen kann, davon möge ein charakteristisches Beispiel Zeugniß geben. Die einzige Frau eines Zulu, die sich zur Erhaltung ihres theuren Ehegatten über Gebühr anstrengen mußte, überredete ein Mädchen, aus dem Vaterhause zu fliehen und die zweite Gattin ihres Gatten zu werden, der natürlich gegen diese Gratisvermehrung seiner Familie und seines Besitzes nichts einzuwenden hatte. Der Vater des Mädchens, der für seine Töchter nicht die üblichen Kühe eingeheimst hatte, klagte jenen wegen Frauenraubs vor dem englischen Kolonialgericht an. Bei der Verhandlung erschien aber nicht nur der bigame Neger, sondern auch seine erste Frau und wies mit herediten Worten — auch die Negerfrauen haben die Zunge auf dem rechten Flecke — nach, daß ihr Gatte bei seinen Ansprüchen an das materielle Leben unbedingt einer

zweiten Frau bedürfe. So blieb es denn dabei, und der Richter entschied nur, daß nach Landesfittte der Negerehemann die entsprechende Zahl Kühe an den benachtheiligten Vater nachträglich entrichten müsse.

Unter solchen Umständen ist es denn erklärlich, daß es den weißen Kolonisten zur Zeit der Ernte und Schaffschur oft an den nöthigen Arbeitskräften fehlt, und daß ganze Strecken von Halmfrüchten auf dem Acker geradezu verfaulen, weil der Kolonist mit seinen Arbeitskräften nicht fertig werden kann; ebenso begreiflich ist es aber auch, daß die weißen Kolonisten gegen die englische Regierung, die sie in keiner Weise unterstützt, äußerst erbittert sind, und daß die Presse sich in den herbsten Ausdrücken über diese stiefmütterliche Behandlung beklagt und Stimmen laut werden, die zur Befreiung von diesem Joche aufmuntern, zumal, wenn man bedenkt, daß die Kolonie Natal nicht nur das in ihrem Gebiet stehende Militär theuer zu bezahlen hat (für den Infanteristen 800 Mark, für den Artilleristen 1400 Mark), sondern daß auch die sehr hohen englischen Verwaltungskosten eben von der Kolonie getragen werden müssen. So erhält, um nur ein Beispiel anzuführen, der Lieutenant Gouverneur von Urban, einer Stadt von einigen Tausend Einwohnern, jährlich 3500 Pf. Sterl. (70 000 Mark) Gehalt. In Folge dessen haben die Kolonisten in einer Eingabe an die Regierung ihre Forderungen, von deren Bewilligung sie eine Besserung ihrer Zustände mit Bestimmtheit erwarten, fest normirt, und man kann nur wünschen, daß die englische Regierung, durch die jüngsten Vorfälle belehrt, den Kolonisten durch Gewährung dieser Forderungen den Kampf um's Dasein erleichtert. Denn das ist kein Zweifel, sie trägt die Hauptschuld an der bedenklichen Lage der Kolonie; wenn sie ihr eine energische Unterstützung nicht gewähren wollte, hätte sie sie ja einfach den Voers lassen können, die sich mit den Eingeborenen in vortrefflicher Weise abzufinden ver-
stehen.

Noch aber sind wir nicht zu dem eigentlichen casus belli gelangt, dessen Erklärung ein kurzes Eingehen auf die Geschichte des Zulureiches nöthig macht. Schon der Vorgänger des eben erwähnten Chaka, Namens Dingiswaho, hatte sich eine reguläre, stehende, in Regimenter eingetheilte Armee geschaffen. Chaka, eigentlich nur ein Soldat dieser Armee, baute auf diesen Grundlagen weiter, indem er sich bestrebte, aus seinen Zulu spartanisch abgehärtete, alle Weichlichkeiten des Lebens verachtende Krieger zu machen. Er verbot dabei die wegen der Frauenarbeit verweichlichende Verheirathung; Kinder durften die Soldaten seiner Armee nicht haben, jedes Kind, das in dem Militärkaale — unsern Kasernen ähnlich — gesehen wurde, wurde sofort mitleidslos getödtet. Jedes Regiment, aus 1500 Mann bestehend und zu je 750 Mann kasernirt, zerfiel in drei Unterabtheilungen, die aktive, bestehend aus den

jüngeren Männern, die Reserve, aus den Veteranen gebildet, und den Troß als Träger der Bagage und Treiber der Viehherden. Die stehende Armee betrug 20 Regimenter, konnte aber eventuell innerhalb weniger Stunden auf 40 erhöht werden. Aber auch eine neue Kampfart führte Chaka ein, indem er an Stelle der bei den übrigen Kaffervölkern üblichen zerstreuten Gefechtsordnung und des Kampfes mit dem Wurfspeer das Fechten in geschlossener Reihe und mit der Stoßlanze setzte. Wer letztere aus dem Gefechte nicht mit zurückbrachte, wurde getödtet, eine Bestimmung, die den Wunsch jener spartanischen Mutter: „Entweder mit dem Schilde oder auf ihm“ allerdings noch bedeutend überbietet. Kein Wunder, daß Chaka wie ein Napoleon Südafrika's mit seinen starken und intelligenten Soldaten für seine Nachbarn unwiderstehlich war und in schneller Aufeinanderfolge das heutige Transvaal, Natal, Basutoland und Orange-Freistaatland unterwarf. Seine Mordlust kannte keine Grenzen. Ein zweiter Chlodwig, ließ er alle Häuptlinge, die ihm nicht gutwillig Gehorsam bezeigten, ohne weiteres tödten. Sein Ziel war, König aller Schwarzen Südafrika's zu werden, und um sich bei der energischen Verfolgung desselben nicht gehindert zu sehen, suchte er mit der englischen Regierung in der Kapstadt sich auf freundschaftlichen Fuß zu stellen, was ihm auch durch Absendung von Gesandtschaften gelang. Seine Militär-Organisation, sowie seine Taktik haben sich aber bis auf den heutigen Tag bei den Zulu erhalten, denn wie sie ganz unvermuthet die Engländer am Tugela angriffen und ohne Rücksicht auf eigene Verluste alles niedermachten, dessen sie habhaft werden konnten, so brach er in der Nacht plötzlich mit großen Schaaren auf, stürzte sich wie ein Sturmwind auf den unvorbereiteten Feind und ließ alles, was nicht entfloh, hinschlachten, ohne sich viel mit Gefangenen zu beschweren.

Von der blutdürstigen Grausamkeit Chaka's und seinem Mangel an jeglichem menschlichen Gefühl nur einige Beispiele. Feste wurden wie in Dahomey durch Tödtung von Hunderten seiner Stammesgenossen gefeiert. Beim Tode seiner Mutter mußten sich 1000 Zulu selbst tödten, und diese sangen bei dieser fürchterlichen Prozedur Loblieder auf den König — ein graufiges *morituri te salutant!* Aber auch die Thiere sollten seine Rohheit spüren, denn bei der gleichen Gelegenheit ließ er auch 1000 Kühe abschlachten, damit ihre Kälber merken sollten, was es heiße, die Mutter zu verlieren. Da ihn wie alle Tyrannen das Gespenst der Entthronung beunruhigte, so ließ er jede seiner Frauen, sobald er fürchten mußte, von ihr mit Nachkommenschaft beschenkt zu werden, ohne Erbarmen umbringen. Aber noch zu seinen Lebzeiten ereilte ihn die Nemesis: eine Pest raffte sein ganzes Heer im Jahre 1828 dahin, er selbst starb durch die Hand seiner Brüder Dingaan und Panda.

Indessen der auf ihn in der Herrschaft folgende Dingaan überbot wo-

möglich noch die von seinem Bruder inauguirten Herrscherprinzipien; ließ er doch, um nur ein Beispiel anzuführen, 1838 den Boersanführer P. Retief mit einem Gefolge von 615 Angehörigen, nachdem er ihn durch anfangs freundliches Entgegenkommen sicher gemacht hatte, in der blutigsten Weise am Tugelaflusse ermorden. Aber diese fürchterliche That sollte für ihn selbst zugleich zur Katastrophe werden. Die Boers vertrieben ihn aus Natal weiter nach Norden, wo er von einem seiner Offiziere meuchlings getödtet wurde. Sein Bruder Panda aber, ein friedlicher Charakter, stellte sich unter die Protektion der Boers. Er für seine Person führte ein ruhiges, unblutiges Regiment, aber da er seine Söhne am Leben ließ, so entstanden unter diesen, sobald sie herangewachsen waren, Eifersüchteilen und Streitigkeiten wegen der eventuellen Nachfolge, die sich bald zu blutigen Kämpfen, ja zu einem Vernichtungskriege unter den Zulu steigerten.

Panda, der seinen Söhnen gegenüber zu wenig väterliche Autorität besaß, es aber auch nicht mit ansehen konnte, wie sein Volk in fürchterlichem Gemegel sich selbst zerfleischte, wendete sich in dieser Verlegenheit an die englische Kolonialregierung mit der Bitte um Abhilfe, und diese ließ die Gelegenheit sich einzumischen nicht unbenuzt vorübergehen. Der damalige Koloniegouverneur von Natal, Herr Shepstone, begab sich 1861 in das Zululand und schlichtete die Thonstreitigkeiten in der Weise, daß er Ketschwajo zum Thronerben ernannte. Die Folge dieses Einschreitens war, daß das Zululand bis zum Ableben Panda's 1872 ruhig verblieb, und daß es den Anschein gewann, als habe sich das friedliche Wesen Panda's auch seinen Unterthanen mitgetheilt, ein Umstand, der allerdings zu der Ansicht von der Ungefährlichkeit der Zulu führen konnte, um so mehr, als Ketschwajo vor seiner Thronbesteigung den damaligen Gouverneur von Natal bat, ihn im Namen der Königin von England als König der Zulu-Nation zu installiren. Herr Shepstone folgte dieser Aufforderung, und unter Vorführung eines geschickt arrangirten Schauspiels wurde Ketschwajo gekrönt. Der Gouverneur hielt nicht nur selbst eine Rede in der Zulusprache an das versammelte Volk, worin er den von der Königin von England bestätigten König den Zulu übergab, sondern ließ auch dem ganzen Lande gewisse mit Ketschwajo vereinbarte Regierungsprinzipien feierlich proklamiren. Danach sollte im Zululande alles unnöthige Blutvergießen aufgehören, kein Zulu sollte ohne öffentliche Gerichtsverhandlung und öffentliches Verhör vor Zeugen für und wider ihn verurtheilt werden, und verurtheilt, sollte er an den König appelliren dürfen. Ohne Kenntnißnahme und Genehmigung des Königs sollte keine Todesstrafe verhängt werden, vor allem aber sollte nicht wie früher bei jeder Kleinigkeit die Todesstrafe, sondern dafür theilweise oder gänzliche Vermögensentziehung eintreten. Mit einigen schönen Elephanten-

zähnen und einer stattlichen Ochsenherde beschenkt und von den treuesten Freundschaftsversicherungen des neuen Königs begleitet, verließ Herr Shepstone den königlichen Kraal: sein Rückweg glich einem Triumphzug, überall zu beiden Seiten des Weges standen zahllose Zulu, Alt und Jung, Weib und Kind, überhäuften die Engländer mit Segenswünschen und priesen die dem Lande gebrachten Gesetze.

Anfangs ließ sich nun auch König Ketschwayo ganz gut an und zeigte sich sogar sehr zuvorkommend: er lieferte, was sonst nicht geschah, alle aus Natal flüchtenden Verbrecher oder Aufriührer aus, obgleich die englische Regierung nicht ein Gleiches that, sprach den Wunsch nach Abschluß eines formellen Schutz- und Trutzbündnisses aus und stellte seine Armee der englischen Regierung zur Verfügung. Er gestattete ferner den Engländern, deren Haß gegen die Boers er theilte, die Anlegung einer Durchzugsstraße durch sein Land, damit, weil die Herren Zulu sich für Kolonialarbeit für zu gut halten, die nördlicher wohnenden Stämme unbehelligt nach Natal gelangen könnten. Indeß an der einmal traditionell geordneten wie militärisch konsequent durchgeführten Organisation hielt Ketschwayo fest: nach wie vor werden die Soldaten in regelmäßiger Weise ausgehoben, Knaben und Mädchen werden in numerirte Regimenter eingetheilt und dürfen, wie einst in Preußen, ohne Genehmigung des Königs für jeden einzelnen Fall, nicht heirathen. Im Uebrigen gilt Ketschwayo als ein Mann von bedeutenden Fähigkeiten und viel Charakterfestigkeit und ist auf die kriegerischen Thaten und den militärischen Ruhm seiner Vorfahren nicht wenig stolz.

Indeß die Freude über Ketschwayo's Gefügigkeit sollte nicht allzulange währen, denn gleich als ob in ihm, je länger er auf dem Throne saß, nach und nach die scheinbar schlummernde Natur seiner Ahnen erwachte, gab er 1876 für zwei seiner Regimenter besonders strenge Heirathsgesetze, wonach sich Männer und Weiber auf Kommando verheirathen mußten. Viele männliche und weibliche Soldaten wurden, weil sie sich durch Flucht diesem Gezwang entziehen wollten, gefangen genommen und ohne Umstände getödtet. Auf das Gerücht von diesem Vorgehen, und auf Grundlage des von Shepstone abgeschlossenen Vertrages, sendete der damalige Gouverneur von Natal einen Courier über den Tugela, der die Erwartung des Gouverneurs aussprechen sollte, daß jene Gerüchte unwahr seien.

Und was antwortete Ketschwayo, der noch vor 3 Jahren so gefügige König? Dasselbe, was einst Ariovist dem Caesar sagen ließ. Denn in seiner Antwort war der langen Rede kurzer Sinn: „Was ich in meinem Lande thue, kümmert Euch nicht: denn ich kümmere mich auch nicht um Eure Maß-

nahmen. Der König von Natal und ich sind gleich; er ist Herrscher in Natal, und ich bin hier Herrscher.“

Die Folge dieser Antwort waren zunächst Unterhandlungen, die, zwei Jahre sich hinziehend, endlich zur Kriegserklärung führten. Daß also die Engländer, da Ketschwayo nicht nachgab, ihre Kriegsdrohung ausführen mußten, war nach dem Vorausgegangenen unvermeidlich. Ein großer Fehler war aber schon früher begangen worden, insofern nicht schon bei der ersten Einmischung der Engländer, mindestens aber bei der Einsetzung König Ketschwayo's die Auflösung der militärischen Organisation, und vor allem die Abschaffung des Heirathsverbots durchgesetzt wurde, denn durch die Folgen der Polygamie wären die Zulu ebenso verweichlicht worden, wie es die Neger anderwärts sind.

Wenn man aber einmal den Angriff unternahm, dann mußte er freilich mit anderen Mitteln in's Werk gesetzt werden. Wir sagen dies nicht im Interesse der Ausbreitung der englischen Herrschaft, die schon oben als eine ungerechte und habgierige gekennzeichnet worden ist, sondern im Interesse der braven arbeitsamen Kolonisten, denen die schlimmsten Dinge bevorstehen, für den leicht zu erwartenden Fall, daß Ketschwayo aus seinem Gebiete herausrücken und mit Marmirung der in Natal befindlichen Zulu die weiße Bevölkerung überfallen sollte. An Schonung der Unschuldigen wäre dann nicht zu denken. Wenn in den aufgeregten Zulu der Blutdurst einmal erregt ist, so kennt er, wenigstens nach ihrer Vergangenheit zu urtheilen, keine Grenzen.

Preußen und die katholische Kirche seit 1640.

Unter diesem Titel ist gegen Ende vorigen Jahres ein erster Band von „Publikationen aus den Königlich Preussischen Staatsarchiven, veranlaßt und unterstützt durch die Königliche Archiv-Verwaltung“ erschienen (Leipzig, Hirzel). Es ist dies zugleich der erste Theil eines Werkes, welches sich zunächst die Veröffentlichung alles wesentlichen, auf das Verhältniß des preussischen Staates zur katholischen Kirche bezüglichen Urkundenmaterials zur Aufgabe gemacht hat. Der Herausgeber ist der Geheime Staatsarchivar Dr. Max Lehmann.

Der vorliegende erste Band umfaßt die Periode vom großen Kurfürsten bis zum Tode König Friedrich Wilhelm's I. und zerfällt wieder in zwei Bücher, von welchen das eine die betreffenden Urkunden aus der Regierungszeit des großen Kurfürsten, das andere die aus der Regierungszeit Friedrich's I.